

Chronik

Von George Zimmermann (1851-1931)

Feld, im November 1921.

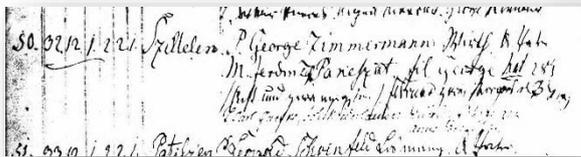
1.

Der Beginn der ersten Familienchronik ist
George Zimmermann bei geboren 1851, am 28. Februar
zu Schillehen, David Stallerönen und am 3. März 1851
in der wany lüg. Wirt zu Stallerönen geboren, bei
also v. lüg. Lukundripus.

Winn Elton, der Vater George Zimmermann
und die Mutter Terkme geboren Beckeschad
waren Ländler. Dieser Grundstück war $1\frac{1}{2}$
Züfer, nach dem heutigen Maß 40 ha groß. Es war
ein walliges Hügelland von großer Fruchtbarkeit.
Zwei Ländler vereinigt sich in einem Land,
und zum von Kuggern mit einem großen Land,
das andere von Barisch kommen und zum, zu
Kugrib (dem Sohn) einen kleinen Teil. Dieser
Grundstück hatte sonst einbrunnen Wasser, ein
selben Hof: in. Stallerönen. Das Grundstück war zum
ein Teil des Großgrundes gewesen, der der sein Alter
teil erhielt. Es ließ sich vornehmlich George. Er
war ein sehr kräftiger und starker Mann, war von
mischen Lukundripus und ein anderer Gefangener
und andere Lebensgefährten, alle ein sehr großer
Mensch. Winn Elton aber waren wany lüg. Ein
son.

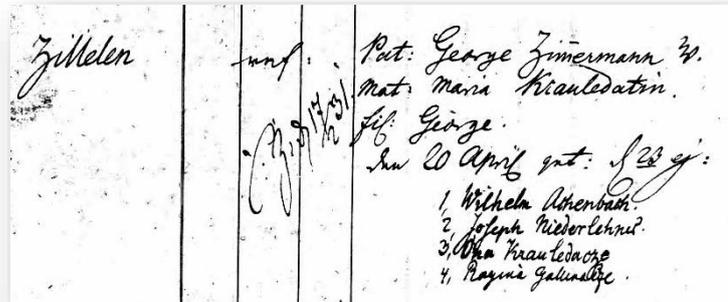
Tilsit, im November 1921

Der Begründer dieser Familienchronik, ich Georg Zimmermann, bin geboren 1851 am 28. Februar zu Schillehlen, Kreis Stallupönen (Anmerk.: auch Szillehlen, ab 1938 Lehmau) und am 3. März 1851 in der evang. Luth. Kirche zu Stallupönen getauft, bin also ev. luth. Bekenntnisses.



Meine Eltern, der Vater

George Zimmermann und die Mutter Jerkme geb. Beckeschat waren Bauersleute. Unser Grundstück war 1 ½ Hufen, nach dem heutigen Maß 40 ha groß. Es war welliges Hügelland von großer Fruchtbarkeit. Zwei Bächlein vereinigten sich in unserem Lande, eins kam von Szuggern aus einem großen Bruch, das andere von Bareischkehmen aus dem „Bedugnis“ (ohne Boden) einem kleinen See



Geburtseintrag des Vaters des Chronisten 1816

her. Unser Grundstück hatte sonach reichbewässerte Wiesen, eine schöne Vieh- und Pferdezucht. Das Grundstück war bereits im Besitz des Großvaters gewesen, der da sein Altenteil erhielt. Er hieß mit Vornamen auf George. Er war ein sehr kräftiger und schöner Greis, war reformierten Bekenntnisses und hatte ein anderes Gesangbuch und andere Erbauungsbücher, alle in sehr großer Schrift. Meine Eltern aber waren evang. Luth. Konfession.



Nach Mitteilungen meines Großvaters waren unsere Vorfahren aus Hessen-Nassau eingewandert, unter dem Könige Friedrich Wilhelm I. von Preußen, noch vor der Einwanderung der Salzburger, welche von den Litauern „Sambrai“ genannt wurden. Die Einwanderung geschah nach der furchtbaren Pest vom Jahre 1709 bis 1711, welche einen großen Teil von Ostpreußen gang entvölkerte. Eine größere Hessensiedlung war Nassawen zwischen Stallupönen und Godlapp (Nassawen = Nassauen). Zu Schillehlen (Schilllas

= die Heide; die Silbe len ist ein Diminutivum) wohnten die Salzburger Besitzer und wir. Die Salzburger heirateten zu meiner Kindheit nur unter sich, was bei den Hessen wohl nicht der Fall gewesen ist, denn meine Mutter und auch die Großmutter geb. Gramschat waren litauischen Geblüts. Doch das Deutschtum in unserem Hause überwog derartig, dass ich nur etwas Litauisch verstand, was bei meinen übrigen Geschwistern nicht mehr der Fall war, weil die Mutter mit uns Kindern nur deutsch sprach, und unser Gesinde war auch immer deutsch. Das Litauische war mehr verachtet, weil Friedrich Wilhelm I. die eingewanderten Deutschen mit vielen Vorrechten ausstattete. So waren die Litauer die Parias im Lande, was sich erst nach den Freiheitskriegen, besonders unter Friedrich Wilhelm IV. änderte. (Die Litauer mussten Scharwerk-Baudzawa-banditi= ängstigen=leisten, die Salzburger waren davon frei.) Auch unser Grundstück wurde durch Aufhebung der Erbuntertänigkeit im Jahre 1808 davon frei, aber nicht etwa unentgeltlich, sondern durch Zahlung einer Rente. Ich war schon ein Knabe, der Verständnis für die Leiden und Freuden seiner Eltern hatte. Als der Vater einmal besonders freudig aus Stallupönen heimkehrte und uns freudig begrüßte mit den Worten „Freuet euch, heute habe ich zum letzten Mal Rente gezahlt, sie ist abgelöst.“ Ob der Großvater dies Ereignis noch erlebt hat, weiß ich nicht. Er wurde 78 Jahre alt, gestorben 1859, und zwar zur Winterszeit.

In welchem innigen Verhältnis wir zueinander standen, sei durch Folgendes beleuchtet: die Schillehler Schüler wurden im Winter von der Schule zu Kl. Degesen mit Schlitten von den Besitzern reihum abgeholt. Der Nachbarssohn Niederlehner begrüßte mich mit den Worten: „Jörge, dein Großvater ist gestorben.“ Daheim in der Dämmerung angekommen, eilte ich in Großvaters Stübchen und fand ihn auf dem Bett, kniete neben ihm nieder, ließ meinen

Tränen freien Lauf und war eingeschlafen. Da hörte ich des Vaters laute Stimme: „Aber wo bleibst du Jung gerade hütst so lang?“ Man war verwundert und erschreckt, mich beim Toten schlafend zu finden. Der Großvater hatte mich, den Erstgeborenen besonders in sein Herz geschlossen und erzählte mir in den Dämmerstunden am warmen Ofen seines Stübchens von seinen Erlebnissen, besonders gern aus der Franzosenzeit 1812. Auch sein Dorf wurde bei dem Zuge der Franzosen nach Rußland stark mitgenommen. Große Heeresteile zogen durch unser Dorf nordwärts nach Litauen zu. Auf ihrem Hinzuge waren sie sehr übermütig gewesen. Mit Entsetzen sahen unsere Leute, wie die Frevler die großen Laibe unseres Großbrotes in den Schmutz des Hofes warfen, um darüber, wie über großen Steinen, trocken hinweggehen zu können. Sämtliches Vieh und sämtliche Pferde wurden den Bauern fortgenommen und fortgetrieben. Die Rinder wurden wie die Pferde mit Hufeisen beschlagen und längst der Lankas, einer niedrigen Wiese, abgetrieben. Eine hochtragende Kuh blieb im Sumpf stecken und wies einen Säbelhieb über dem Rücken auf, als sie von unseren Leuten gefunden und herausgezogen wurde. Auch die jungen Mannschaften wurden fortgeschleppt und als Troßknechte verwandt. Das Los traf auch meinen Großvater, der damals 30 Jahre alt war. Anfangs wurden sie sehr streng bewacht, doch je weiter sie kamen umso lockerer wurde die Bewachung. So hatten sie Wilna hinter sich. Mit einem Nachbarssohn, Dettmann aus Bareischkehmen wurde die Flucht verabredet und vorbereitet. So bezogen sie eines Abends eine Scheune als Quartier. Die Reiter lagen im Fach auf Stroh, die Pferde standen gekoppelt auf der Diele. Die Scheunentür war nur mit einem starken Holzriegel verschlossen. Der Kamerad kroch durch das hohle Fundament hinaus und kerbte an dem Holzriegel von außen, mein Großvater von innen. So gelang es ihnen, die Tür zu öffnen und mit zwei Pferden das Freie zu gewinnen, und nun hinauf und davon. Doch sie waren noch nicht weit gekommen, als sie unter dröhnendem Hufschlag und fürchterlichen Flüchen sich von den Franzosen verfolgt sahen. Der Großvater bog vom Weg ab in einen sumpfigen Buschwald hinein, band seinen Braunen als es nicht weiter ging, fest und kroch auf allen Vieren weiter ins Dickicht hinein. Sein Kamerad war die Straße entlang geflohen und ward nicht mehr gesehen. Als der Großvater den Morgen erwartete, suchte und fand er sein Rößlein, welches ihm freudig entgegen wieherte. Nachts wurde geflohen, den Tag im Verborgenen verbracht, weil noch immer feindliche Nachzügler daherzogen.

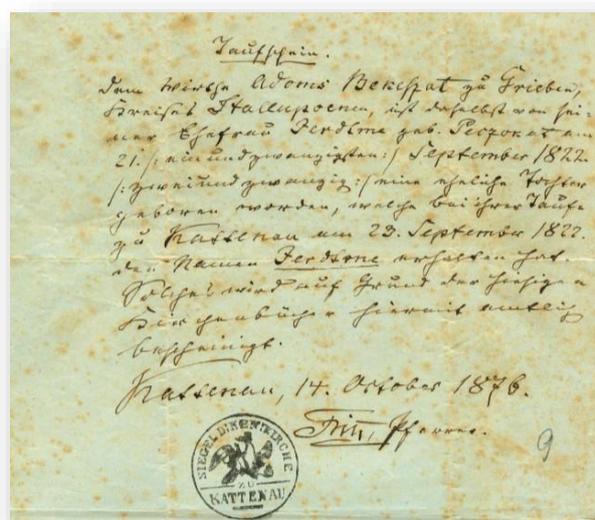
Herwärts (*Anm.* = auf dem Weg von) Kowno (*Anm.* = Kaunas) kam der Großvater an einen Krug. Daraus hallte (ihm) heller Franzosengesang ent(ge)gen. Am Wohn(haus) waren schöne Pferde mit schönem Sattelzeug angebunden. Schnell entschlossen schwang sich der Großvater auf eines derselben, nahm noch eines an die Hand und nun was Leder und Zeug hielt davon. Mit diesen beiden Pferden erreichte er sein Heimatdorf. Das waren die einzigen Pferde des Dorfes und ackerten soweit Aussaat vorhanden war,

auch den Nachbarsleuten ihre Äcker zu. – Der Kamerad aber blieb verschollen.

Der Sommer 1812 verging, der Winter kam und mit ihm Haufen der geschlagenen Armee auch durch unser Dorf. In der größten Stube lagen dann längere Wochen Nacht für Nacht 10 bis 20 Mann auch auf dem Strohlager, ihre Geldkatzen unter den Köpfen. Reichlich unter Geld waren sie alle. Wenn dann der Morgen kam, verlangten sie gefahren zu werden, meistens für 5 Frank pro Person eine Meile. Doch wenn die Strecke abgefahren war, gingen sie nicht vom Schlitten herunter. „Doch nur einmal,“ sagte mein Großvater, „führten sie mich so an. Beim nächsten Mal hatte ich im Schlitten sehr lose und ganz kurze Rungenleisten der Strohpäckung,“ erzählte er. „Wenn ich den Bareischkammer Abhang erreichte, wo der Schlitten ohnehin stark schleuderte, hieb ich die Pferde zusammen und meine Franzosen herunter in den Schnee, und ich heimwärts davon, manchmal von Schüssen begleitet.“ So brachte der Winter unserem Hause einen reichen Verdienst und die Wirtschaft konnte wieder in Stand gesetzt werden. Andere Nachbarn sollen noch verwegener gewesen sein und versenkten ganze Ranzen mit Geld in ihre Brunnen. So wenigsten wurde ihr plötzliches Reichwerden erklärt.

Mein Vater war ein großer, starker, stattlicher Mann, hatte beim ersten Garderegiment sechs Wochen gedient und wurde seines Gehörleidens wegen vom Militär entlassen. Er war ein strebsamer Wirt, war aber dem Trunke ergeben und reichte nicht an den Großvater heran. Er starb im Alter von 44 Jahren im Februar des Jahres 1863.

Meine Mutter, geborne Beckeschat, stammte aus Grieben bei Pillkallen des Kreises Stallupönen. Sie ist zu Kattenau getauft und konfirmiert. Ihr Väterliches ist seit Anbeginn und noch heute in derselben Familie. Die Familie hat das Eigentümliche an sich, dass die Generationen nur immer ein Sohn, wohl aber mehrere Töchter zeugten. So war in den Todes- und Verlustlisten des letzten Krieges der Beckeschat, wie es mir der jetzige Inhaber des Familiengutes Adalbert B. erzählte, niemals zu finden. Das Grundstück ist in den letzten drei Generationen durch Zukauf sehr vergrößert, ist jetzt nahe an



500 preuß. Morgen groß und gut eingebaut, mit einer ganz komfortabel eingerichteten Wohnung. Es wurden ihm in der Nachkriegszeit bei der Papiergeld-Aufblähung ungeheure Summen geboten. Er aber ließ sich nicht vom Mammon blenden: „Wie ich mein Grundstück von meinen Vorfahren überkommen habe, so soll es einst auch auf meinen Sohn übergehen,“ waren seine ablehnenden Worte.

Ich muss sagen, es wehte mir bei meinem letzten Besuch in dem Heimathofe meiner Mutter im Herbst 1921 in der gastlichen Familie Heimatdüfte entgegen, wie sonst nirgendwo. Die Familie B. ist vollständig verdeutscht, niemand versteht ein Wort litauisch. Zur Hochzeit des jungen Paares im Herbst 1919 habe ich ihm einen schön gezeichneten Stammbaum dargebracht, und die junge Hausfrau meinte bei meiner letzten Anwesenheit: „Nun, Onkel, wirst du doch für unseren kleinen Reinhold (geb. 31.12.20) wieder ein Sprößlein ranzeichnen müssen.“ „Aber Kinder, das wird doch nicht euer Einziger bleiben.“ Der junge Vater: „Onkel, du weißt, wir Beckeschat haben es nie über einen Sohn gebracht, und wenn nochmal was kommen sollte, so werdens Mädchen sein.“ –

Und nun zurück zu meinem Väterlichen in Schillehlen.

In den Jahren 1862 und 63 wurde die Ostbahn von Königsberg nach Eydkuhnen fertig gemacht. Da gabs gar Wunderbares zu schauen. Von uns aus konnten wir die schwarze Wagenschlange sehen, wie sie Rauch, Dampf und Feuer spie. Viele fremde Arbeiter kamen herbei, welche sich im Winter bei den hiesigen Bauern nützlich machten. Wohl durch deren unvorsichtiges Rauchen in den Ställen und Scheunen brach im Nachbarhof bei Niederlehner Feuer aus, welches auch unseren Hof in Asche legte. Es war am ersten Sonntag nach Ostern 1863 (12. April 1863). Die Haustiere wurden gerettet, aber nichts an Kleidern und Wäsche. Ich persönlich trug zuerst meinen kleinen Bruder zum Hause hinaus und beim zweiten Male mein Bett, dann rutschte das Strohdach nieder. Eine freundliche Nachbarfamilie, Scheer, gewährte und Unterkunft und das Vieh wurde von guten Besitzern der Umgegend aufgenommen. Es blieb der Mutter nichts weiter übrig, als unser schönes Erbe zu verkaufen. Sie bekam 7000 Thaler und eine nicht unbedeutende Pflege in Naturalien, für welche sie nach einem zehnjährigen Genuß infolge Parzellierung des Väterlichen noch 1700 Mark bar ausgezahlt erhielt.

Weil sich die Mutter wieder verheiraten wollten, musste eine Auseinandersetzung mit uns vier Kindern erfolgen. Es waren nach Abrechnung der Schulden nur 3000 Thaler Vermögen. Die Mutter gab jedem Kinde 400 Thaler Vatertheil, und sie behielt noch 1400 Thaler und die Pflege. Das war nach dem damaligen Geldwert kein unbedeutendes Vermögen, da ein



*Jerdme Motzkus, verw. Zimmermann geb.
Beckeschat mit 2. Ehemann Christian Motzkus*

Grundstück mit dem nötigen
Besatz in der Größe von einer
Hufe etwa 3000 Thaler galt. Sie
verheiratete sich 1863 mit dem
Besitzer Christian Motzkus aus
Wallindschen bei Kussen, Kreis
Pillkallen, einem kinderlosen
Witwer im Alter von etwa 30
Jahren. Sein Grundstück war
rund 100 preuß. Morgen groß
mit guten Gebäuden und
einem schönen Garten. Wir
hatten eine neue schöne
Heimat und unser Stiefvater war
ein ganz besonderer Mann von
freundlichem, liebevollem
Wesen. Er gehörte zu den Stillen
im Lande, besuchte
Gebetsversammlungen und
nahm sie auch selbst auf. Unsere

Erziehung erhielt eine ganz andere Richtung, denn der neue Vater war im
Wort Gottes ungemein bewandert, auch in anderen geistlichen Schriften
ungemein belesen, wußte schön und anregend zu erzählen und konnte
schöne, fromme Lieder singen. Wenn dann der Feierabend kam, dann saßen
wir beisammen und sangen. „Laß mich gehen usw.“ Es wurden auch kurze
Morgen- und Abendandachten gehalten. Am Sonntag wurde, wenn nicht zur
Kirche gegangen wurde, die Predigt gelesen aus einem alten Folianten in
Leder gebunden mit Messingecken, von Valerius Herberger.

Das Buch war sehr alt mit großem Druck, verschnörkelten Anfangsbuchstaben
in einer bilderreichen, derben Sprache geschrieben. Mit schönen frommen
Sagen und Erzählungen verbunden und belebt. Der Stiefvater verstand es
schön und zu Herzen gehend zu lesen, kurz, wir fühlten uns in eine andere Welt
versetzt. Der Stiefvater schickte uns fleißig zur Schule, kontrollierte unsere
Schularbeiten, half nach wo es fehlte und wir Kinder machten gute
Fortschritte. Doch wir hatten das Empfinden, daß unser Lehrer uns den
„Muckenkindern“ wenig zugetan gewesen wäre. Umsomehr wurde vom
Vater darauf gehalten, dass wir unsere Schularbeiten nach bestem Können
ausführten. Die neue Ehe der Mutter blieb kinderlos.

Wir waren vier Geschwister, zwei Knaben, zwei Mädchen. Meine älteste
Schwester, Maria, geb. am 23. August 1853, vermählt mit dem Kaufmann Fritz
Klempat aus Tilsit, starb am 2. März 1905. Sie hat nur einen Sohn, Namens Erich
hinterlassen.

Die zweite Schwester, Anna, geb. am 17. September 1857, gestorben am 19. März 1920, war verheiratet mit dem Fleischermeister Julius Schittat aus Memel. Sie hinterließen drei Kinder,

1. Elisabeth, verehelichte Gottschalk zu Memel. Es sind Kaufleute in guten Vermögensverhältnissen.
2. Fritz Schittat, Amtsanwalt und Kassenbeamter zu Prökuls.
3. Ernst Schittat, Kaufmann in Danzig.

Mein jüngerer Bruder August ist geboren am 12. Mai 1861, ist als Lehrer pensioniert und lebt jetzt zu Hermelingen bei Bremen. Sein einziger Sohn Walter ist im Kriege im Jahre 1918 gefallen.

Ich wurde mit 14 Jahren aus der Schule entlassen, wurde konfirmiert, und nun hieß es einen Beruf erwählen. Meine Eltern gaben mir den Rat und redeten mir zu, Lehrer zu werden. Das schien mir zu hoch und mit zu vielen Lernen verbunden. Ich hatte zum kaufmännischen Beruf mehr Neigung, aber Vater sagte: „Der Kaufmann muss betrügen, wenn er bestehen will.“ – Einstweilen wurde ich in der Wirtschaft beschäftigt und arbeitet mit dem

Gesinde alle Arbeiten mit, und lernte so die Landwirtschaft gründlich kennen, was mir später sehr viel von Vorteil war. – Da wurden im Herbst 1865 bei uns 20 Gänse geschlachtet. Wir alle rupften nun die Gänse. Ein Berg schöner Federn häufte sich auf. Ich: „Mütterchen, was wirst du bloß mit den vielen Federn machen?“ – Die Mutter: „Soeben dachte ich, wenn du, mein Jung, Lehrer werden wolltest, so würde ich für dich von den frischen, neuen Federnschöne, neue Betten schütten.“ So wurde ich für meinen späteren Beruf gewonnen. Mein gewesener Lehrer, Herr Labusch aus Radszon, erteilte mir noch in dem Winter 1865-66 Privatstunden. Der Vater aber meinte, so würde doch nichts werden, weil die Arbeiten der Wirtschaft mich zuviel vom Lernen ablenkten, ich müsste nach der Stadt in Pension gegeben werden. Er hatte einen Bruder, der zu Darkehmen Lehrer war. Derselbe war noch unverheiratet, nahm eine



August Zimmermann mit Familie

von seinen Schwestern zu sich, gründete also seinen eigenen Hausstand und nahm mich zu sich. Ich hatte im Haushalt das meiste zu besorgen, behielt zum Lernen noch Zeit genug und besuchte die 2., dann die 1. Klasse der Stadtschule.

Da gab es vorzügliche Lehrer, welche die Schüler ungemein zu fesseln verstanden, besonders aber mich vom Lande. Das war eine schöne fruchtbare Zeit für mich. Nur um meine Verpflegung stand es schlimm, besonders in dem Notstandsjahr 1866, aber ich habe zu Hause nie darüber geklagt, nichts erzählt, so sehr die Mutter mein dürftiger körperlicher Zustand beunruhigte. Zum Schluss musste ich als Vertreter eines Lehrers in die Darkehmer Volksschule hinaus. Die Sache behagte mir nicht, die Eltern nahmen mich nach Hause; ich lernte auf eigene Hand und machte 1868 im März mit gutem Erfolg die Aufnahmeprüfung. Die Zahl der zur Aufnahmeprüfung Erschienenen betrug 72, wovon 30 aufgenommen wurden.

So war ich nun Seminarist zu Karalene vom Mai 1868 bis Mai 1871. Der Unterricht am Seminar sagte mir nicht zu; es war die düstere Regulativzeit. Kein Bändchen deutscher Klassiker durfte unter unseren Büchern gefunden werden. Ich hatte zu Darkehmen schmackhaftere Kost erhalten und war einmal nahe daran, das Seminar zu verlassen, um Kaufmann zu lernen. Nur die Einsprüche der Meinen und die eingegangene Verpflichtung, die dem Seminar verursachten Kosten zu erstatten, hielten mich von meinem Vorhaben zurück.

Am 16. Mai 1871 machte meine Klasse ihr Abgangsexamen und bald darauf erhielt ich von der Königlichen Regierung zu Gumbinnen meine Anstellungsverfügung als 3. Lehrer nach Kaukehmen, ab 1. Juni 1871. Ich trat also mit 20 Jahren ins Amt.

Zweier Geschehnisse aus meines Präparandenzeit will ich hier noch gedenken. Weihnachtsferien 1867: Das Ränzlein auf dem Rücken ging ich frohgemut von Darkehmen nach Gumbinnen zu, und zwar zu Fuß. Keine Fahrgelegenheit hatte sich getroffen. Ermüdet erreichte ich Gumbinnen. Nach kurzer Rast gings weiter heimwärts. Gute zwei Meilen waren noch zu nehmen. Von Niebudszen nach Brakupönen machte der Weg einen großen Bogen um ein Torfbruch herum. Die Felder waren tief mit Schnee bedeckt, der nach angestellter Probe gut überhielt; und so fasste ich ein Ziel ins Auge und ging gerade aus. Der Schnee hielt ja über, aber hin und wieder brach er doch durch. Die Luft wurde neblig. Ich nahm alle Kräfte zusammen, die Landstraße zu erreichen. Schon hatte ich wieder Ackerland erreicht, aber meine Kräfte versagten. Ich wußte, setzt du dich hier hin und schläfst ein, so wachst du nimmer auf. Mit solchen Gedanken setzte ich mich auf mein Gepäck und lauschte, ob nicht irgend etwas menschliche Nähe verriete? Da, es deuchte mir, ich höre Schlittenglocken; nun schnell auf, dem lieblichen Ton im schnellsten Lauf entgegen. Unter lauten Rufen. „Haltet an, Haltet an!“

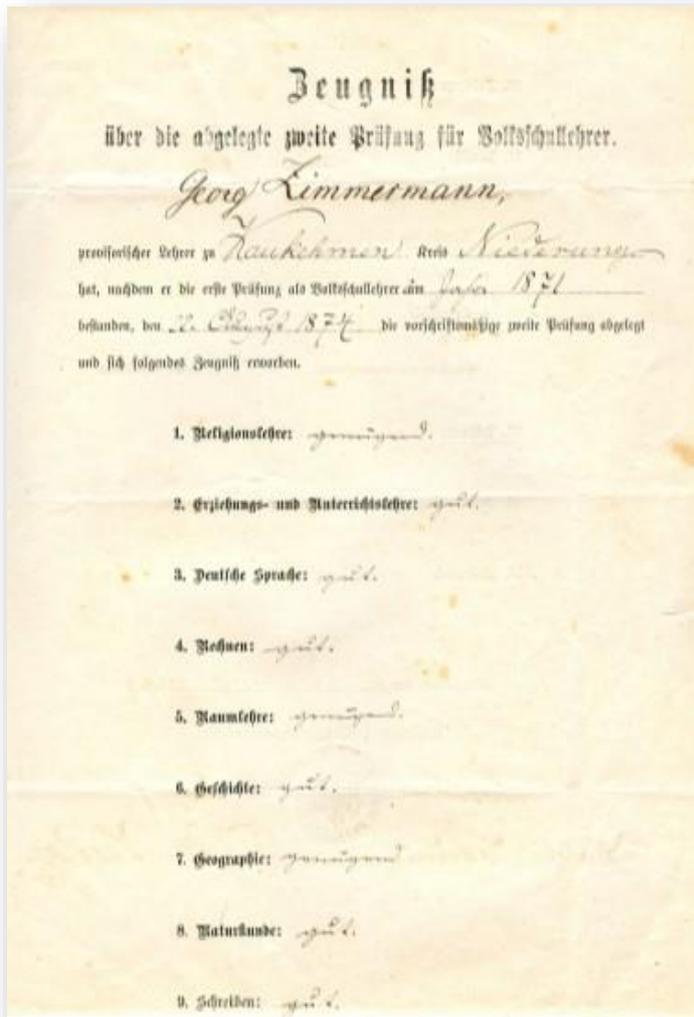
erreichte ich glücklich, was mich rettete. Es waren Schlitten mit Holz aus unserem Schuldorf. Bei guten Bekannten blieb ich über Nacht, weil ich zu sehr erfroren war. Nach einem kräftigen Schweiß erreichte ich Heiligen Abend die Meinen.

Leider fand ich daheim tiefe Niedergeschlagenheit. Mein Mütterlein war schwer, sehr schwer krank. Mit müder Stimme wurde ich von ihr begrüßt. Nach wenigen Tagen waren wir alle angstvoll in der Krankenstube um die Mutter versammelt. Der Vater hielt ihre Hand: „Kinder, wir wollen beten.“ Wir fielen alle auf die Knie und der Vater gab unserem Empfinden in einem schmerzvollen Sterbegebet Ausdruck. Die Schwestern brachen in ein lautes, wehleidiges Jammern aus. Da, die liebe Kranke bewegt wie wehrend die Hand und haucht kaum vernehmbar: „Habt mich aufgeweckt.“ Es wurde ihr ein Labsal gereicht; der Engel des Todes wich, und die Mutter hatte noch 12 Jahre und starb am 27. Juni 1880 und ist auf dem Friedhof von Tilsit - Preussen beerdigt. Sie erreichte ein Alter von 62 Jahren.

Und nun zu meiner Junglehrerschaft:

Gemäß Verfügung der königlichen Regierung zu Gumbinnen vom 16. Mai 1871 wurde mir die 3. Lehrerstelle zu Kaukehmen vom 1. Juni ab übertragen. Das war eine Freude, denn Kaukehmen war ein schöner Ort in der reichen Niederung. Mein Ortsschulinspektor war Herr Pfarrer Neihls, ein sehr korpulenter Herr. Auf seine Frage, wo ich den speisen würde, entgegnete ich, daß mir Kaukehmen völlig unbekannt wäre. „Nun,“ sagte er, „ich will mal gleich mitgehen zu einer Familie, deren Sohn auch Lehrer werden will, ob sie da nicht unterkommen könnten.“ Es war der Gemeindevorsteher und Gerbermeister Robert Merlins. Das wurde mein zweites Elternhaus. Die Hausfrau, geb. Lampszies aus Labiau, hatte eine gute Schule genossen, war sehr belesen und herzensgut. Gemeinschaftlich mit Herrn Kantor Mack bereiteten wir den ältesten Sohn fürs Seminar vor. Derselbe war aber ziemlich leicht veranlagt, hatte bereits Tanzen gelernt, wußte mit den jungen Mädchen schön zu tun und ich fürchtete, wir würden ihn nicht ins Seminar hineinbekommen. Aber wir hatten Glück, weil der Andrang nach den französischen Milliarden zum Seminar sehr nachgelassen hatte.

Zu Kaukehmen habe ich eine sehr schöne Jugendzeit verlebt. Ich war Lehrer von ganzem Herzen. Meine Schüler hingen an mir, meine Vorgesetzten und die Bürgerschaft hatten mich gern, Mein Gehalt betrug 132 Thaler bar, dann frei Wohnung und frei Brennmaterial. In den ersten zwei Monaten ging ich nur am Sonntag zum Tulpchen Bier und rauchte auch eine Zigarre, aber grundsätzlich im ersten Gasthause des Ortes, um lockeren Gesellen, die niedere Wirtschaften besuchten, aus dem Wege zu gehen. Die besten Herren des Ortes lernten den jungen Lehrer achten.



Die Schulverhältnisse waren nicht die besten. Meine 3. Klasse zählte 142 Schüler, darunter 12 Konfirmanden, die 2. Klasse hatte einige fünfzig Schüler, und die 1. Klasse 32 Kinder. Zunächst nahm ich meine Konfirmanden besonders. In vier Wochen konnten sie einigermaßen lesen und auch den kleinen Katechismus. Mein Pfarrer war hocheifrig. Zum 1. Oktober wurde nochmalige Versetzung vorgenommen, und mir richtete der Pfarrer einen Privatzirkel ein. Es waren acht Knaben, die wir für das Gymnasium vorbereiteten, und zwar mit einem solchen Erfolg, daß die besten auf die Quinta kamen.

Ich hatte eine schöne Einnahme, konnte mich gut einkleiden, mein Stübchen schön möblieren, jeden meiner beiden Schwester zum ersten Weihnachtsfest in meiner Amtszeit ein schönes Kleidchen schenken, ja, ich konnte noch im Jahre 1874 mit dem Pfingstextrazuge eine Reise nach Berlin machen, was als etwas Unerhörtes in Lehrerkreisen galt.

Nach einer Dienstzeit von 3 bis 4 Jahren hatten die jungen Lehrer damals Anwartschaft auf eine selbständige Lehrerstelle. Ich hatte mich um die erledigte Lehrerstelle zu „Wieszeiten“ beworben. Da erschienen ausgangs Februar 1875 zwei Herren bei mir und stellten sich als der Schulvorstand von Wieszeiten vor, mit der Frage, ob ich die Schulstelle zu Wieszeiten annehmen möchte? Auf meine Bemerkung, daß doch die Regierung die Stelle zu besetzen hätte, entgegneten sie, ich möge mich mit ja oder nein kurz erklären und alles andere ihnen überlassen. Natürlich sagte ich zu, da mir dadurch kein Schade erwachsen könnte. Wie es sich herausstellte, hätte ein älterer Lehrer die Verfügung nach Wieszeiten bekommen, welchen der Schulvorstand nicht mochte. Gemäß Verfassung vom 2. März 1875 wurde mir

die Schulstelle zu Wieszeiten übertragen. Ich bin mit diesem allmächtigen Schulvorstand aber gut ausgekommen.



George Zimmermann

Sohn des kölmischen Gutsbesitzers Carl Wenzel aus Bogdahnen bei Neukirch, Kreises Niederung. (Näheres erzählt der Stammbaum der Familie meiner Frau in der Anlage [nicht mehr vorhanden]). Die Mutter meiner Frau hieß Wilhelmine, geb. Engelke. Soviel sei noch bemerkt, daß meine Frau rein deutschen Blutes ist. Ihre Vorfahren sind holländischer oder friesischer Abkunft, unter dem großen Kurfürsten nach Kanalisierung der Gilge- u. Deime-Niederung hier eingewandert. Sie haben ebenso wie die Salzburger nur unter sich geheiratet. Man findet dort herrliche Männergestalten und eigenartig schöne Frauen. Besonders muß hervorgehoben werden, der angeborene Trieb zur Sauberkeit im Hause und in den Stallungen.

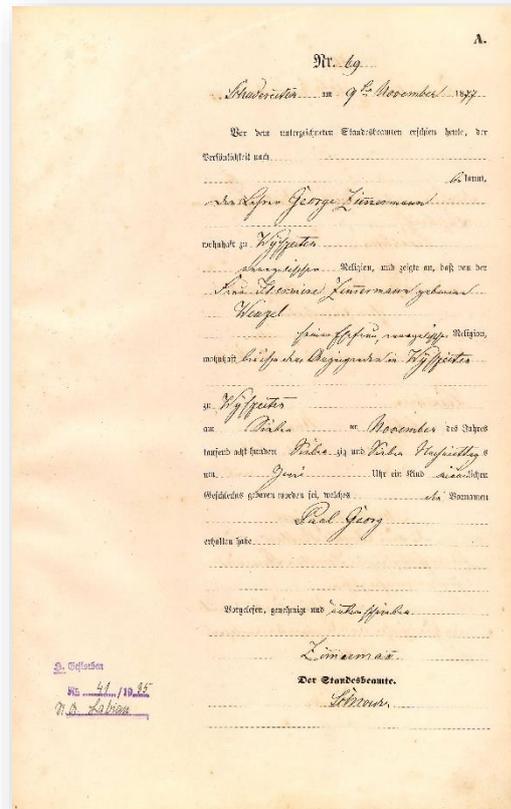
Meine Frau hatte auch einen Stiefvater mit Namen Friedrich Lagerpusch. Das war ein tüchtiger, umsichtiger Landwirt, aber bestrebt die Arbeitskraft seiner Stiefkinder nach Möglichkeit auszunutzen. Aus diesem Grunde arbeitete er

Am 23. April führte ich meine verlobte Braut Hermine Ernestine, geb. Wenzel, aus Gräflich Baubeln, als Gattin heim. Es war eine Tochter aus einer größeren Besizung, gesund und blühend, geboren am 1. Juni 1853. Ihr Vater Daniel Wenzel war in demselben Jahre verstorben wie mein Vater (Anm.: 1863) Derselbe war ein



Hermine Zimmermann, geb. Wenzel

auch unserer Verheiratung immer sehr entgegen, vermochte aber nicht unsere Liebe und Treue zu erschüttern, und mein Mädchen war glücklich, in mein Hüslein einziehen zu können. Wir waren beide von gleichem Gut und gleichen Jahren, dürftig aufgewachsen und fühlten uns bei unseren bescheidenen Einnahmen doch überaus glücklich. Wir konnten auf unserem Stellchen zwei Kühe und einige Schweine und Hühner halten, hatten somit unsere reichliche Nahrung. Mein guter Ruf von Kaukehmen her sicherte uns einige gut zahlende Pensionen und andere erwachsene Schüler zu. Erst als wir uns gut eingewirtschaftet hatten, traf am 7. November 1877 unser erstes Kind ein. Es erhielt den Namen Paul Georg und wurde Weihnachten durch unseren Herrn Pfarrer Hassenstein im Hause getauft. Es war ein strammer Junge und lief seinem Jahr schon entgegen.



Ernst August Zimmermann

An meinem Stellchen fehlte nichts, nur die Wohnung war ungemein feucht. Ich erkrankte am Gehör, was nach Ansicht ärztlicher Autoritäten wohl von der feuchten Wohnung herrühren könnte. Infolge meines Berichtes verlieh mir die Königliche Regierung ab 1. Oktober 1878 die 1. Lehrerstelle zu Kischken, Kirchspiel Kinten am Kurischen Haff. Das Schulhaus war alt, hatte aber eine gesunde trockene Wohnung. Es waren 18 preußische Morgen Dienstland, dann aber die herrliche Lage am Haff, umgeben von einem herrlichen Kiefernwald. In kurzer Zeit wurde ich gesund und fühlte mich glücklich bis auf die Schulverhältnisse. Fast alles Litauer, dazu meine mangelnden Kenntnisse im Litauischen, was namentlich bei den Leichenbegängnissen für mich sehr unangenehm war.

Am 30. April 1879 wurde uns auf der neuen Stelle unser zweiter Sohn geboren. Er erhielt die Namen Ernst August. Es war ein schwächliches Kind.

- Nun noch einiges über unsere neue Schulstelle:



Sie umfasste sieben Ortschaften: Kischken, Ragaischen (Anm. Rogaiszen), Szienuen, Pauren, Raudzen, Pretzmen, Gaitzen. Kleine Landwirte und Fischer waren die Bewohner, im Lesen und Schreiben gut ausgebildet, weil hier seit langer Zeit tüchtige Lehrer gearbeitet hatten, aber weil das ganze Kirchspiel Kinten durch große Gewässer und weite Sümpfe vom Verkehr, besonders zur Sommerzeit sehr abgeschnitten war, befand sich die ganze Gegend noch in einem gewissen Urzustand, viel Baum- und Buschbestand und noch viel unkultiviertes Ackerland. Erst in der Zeit von 1870-80 wurde Kinten durch eine

Kunststraße mit Prökuls und dem Kreisort Heydekrug verbunden. Über den Mingestrom führte bei Sakuten der Verkehr auf einem ganz kunstlosen Holzfloß her- und hinüber. Daß ein Kiesweg von der Schule bis zur Chaussee angelegt wurde, war mein Werk.

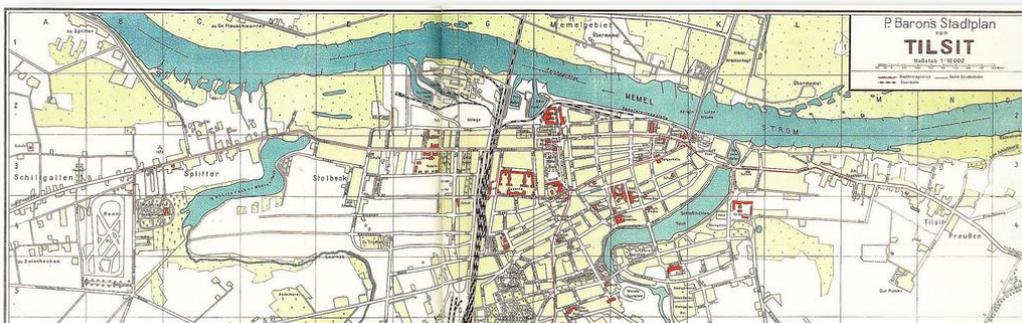
Das Litauisch des Völkchens wies viele kurische Bezeichnungen auf. Uns wurde aber viel Liebe entgegengebracht, weil wir auch voll bemüht waren, ihr Wesen und ihre Art zu erfassen. Es wurden uns viele Gefälligkeiten bei der Bewirtschaftung unseres großen Schulgrundstückes erwiesen. Namentlich waren wir mit den wenigen deutschen Familien ein Herz und eine Seele, aber auch viele litauische Familien zeichneten sich durch große Wärme für uns aus. Einst besuchte ich eine Familie an einem schönen Nachmittag, unseren reichsten Fischer zu Gaitzen, namens Plutte. Nach schöner Bewirtung mit Kaffee und Flinsen, lud uns der Mann ein, mit ihm: "Wenterns lankita", d. h. die Wenter zu lichten. Rasch eilten wir zum Strande mit einigen Körben. Die Wenter und Lachsnetze lagen recht weit im Haff; die Wasserfläche war glatt wie ein Spiegel. Endlich waren die Netze erreicht. Längst der Oberleine den Kahn weiterziehend, wurde das Netz ein wenig angehoben, ob sich nicht ein Lachs in den weiten Maschen verfangen hätte? So erreichten wir "Wartus", d. h. das Tor, die richtigen Wenter. Der erste Netzbeutel wurde angehoben. Da, ein mächtiges Gepluster! Ein großer Lachs war drin. Durch einen Schlag auf den Kopf wurde der Fisch getötet und dann herausgenommen. Aber auch viele kleine Fische waren gefangen. Nachdem alles wohl geborgen war,

nahm der Mann die Mütze ab, faltete die Hände und erhobenen Blicks betete er: "Wieszpate, asztan labai dekawogin, Radke man lokio didi Szeznone sutckei! (Lieber himmlischer Vater, ich danke dir, dass du mir einen so großen Segen beschert hast!)". In liebenswürdiger Weise erzählte er, dass er in Wochen keinen Lachs bekommen habe, und dies Glück doch wohl unserem Besuch zuzuschreiben war. Der Lachs wog 45 Pfund und repräsentierte nach damaligem Geldwert etwa 50 Mark.

Es ging uns zu Kischken sehr gut. Wir konnten noch 11 Morgen preuß. zukaufen, hatten nun 3 Kühe, ein Pferd, einen schönen Wagen und einen herrlichen Muschelschlitten. Das waren meine schönsten Stunden, wenn ich nach Schulschluß im Winter meinen Braunen anspannen konnte und mit meinen Jungen durch den herrlichen Wald spazieren fahren konnte! Und dann im Herbst die fetten Schweine, die Gänse, Enten und Keuchel (Anm.: junge Hühnchen)! Der Boden war voller Getreide. In dem schönen Obstgarten standen 8 Bienenstöcke. Aber mein Frauchen fühlte sich in dem litauischen Winkel und bei der vielen Arbeit, welche mit unserer großen Landwirtschaft verbunden war, nicht glücklich. Dann war die Schülerzahl so gestiegen, daß eine dreiklassige Schule unter zwei Lehrern eingerichtet werden musste. Ich hatte wöchentlich 32 Unterrichtsstunden zu erteilen und dem unausgesetzten Drillen im Deutschen. Man hätte die Sache ja auch etwas gemächlicher betreiben können, ich mit der Schule und Frauchen mit der Wirtschaft.-

Es war die Stintzeit gekommen. Frauchen sagt: "Hör mal, wir haben nichts für die Schweine; wollen wir nicht morgen früh nach Kinten nach Stint fahren?" Aber um 2 Uhr muss aufgestanden werden. Ich: "Können wir, aber weck mich nur auf. Ich schlafe den Schlaf des Gerechten." Mein Frauchen tritt reisefertig vor mein Bett, klopft machtvoll mit dem Peitschenstock auf die Bettdecke und sagt: "Nun heraus!" Ich wische mir den Schlaf aus den Augen und bemühe mich, aus dem warmen Bett zu kommen. Schlaf nur weiter, die Fische sind schon zu Hause. Die Uhr war halb 4. Daß bei solch einem Fleiß unser Wohlstand sehr gewachsen war, ist natürlich. Nichts ist schwerer zu ertragen, wie eine Reihe von guten Tagen!

Unser Sinn stand, in die Nähe der Stadt zu kommen, schon unseren Kindern wegen; sie sollten doch einmal etwas Besseres werden. Da wurde die erste Lehrerstelle zu Stolbeck vacant. Weil ich den Herrn Regierungspräsidenten Steinmann in Gumbinnen als Gönner hatte, reiste ich nach eingeholtem



Urlaub nach Gumbinnen. Alles lief nach Wunsch ab und ich kam heim mit der Zusage nach Stolbeck. Obgleich mich mein Ortsschulinspektor von Kischken nicht loslassen wollte, wurde mir doch durch Verf. N. 2.8.1886 2.R 3364 die erste Lehrerstelle zu Stolbeck ab 1. September 1886 übertragen.

Frauchen war mit dem Wechsel sehr zufrieden, weniger ich, denn die Klassen waren ungeheuer überfüllt. Dazu trat als zweite Sonntagsarbeit die Beschäftigung mit der schulentlassenen Jugend. Bei dem sozialdemokratischen Sinn des größten Teiles der Arbeiterschaft war das nicht so einfach. So hatten wir, die drei männlichen Lehrer des Ortes, einen Gesangsverein gegründet, der unter der Leitung des leider so früh verstorbenen Lehrers Albert Storost auch trefflich gedieh. Doch den Roten war das ein Dorn im Fleisch. Sie schickten uns fort und fort Betrunkene in die Gesangsstunde, welche durch Bemerkungen Störungen verursachten, derart, daß wir das Singen einstellen mußten. - Eine zweite lästige Sonntagsarbeit waren die zahllosen Leichenbegängnisse in dem großen Schulort, manchmal zwei, auch drei Begräbnisse an einem Sonntag, wobei oftmals Litauisch verlangt wurde. - Dazu kamen die zahllosen Vertretungen, nicht etwa nur infolge Erkrankungen und Behinderungen der eigenen Lehrkräfte, sondern auch weil der Kreisschuldirektor Dombowski einen meiner jüngeren Lehrer auch in andere Schulsozietäten hinbeordnete. Zuletzt konnte mein Schulvorstand diese Mache nicht weiter ruhig ansehen und richtete an die Regierung eine Eingabe dahingehend, wenn die Schulaufsichtsbehörde der Meinung ist, daß in Stolbeck eine Lehrkraft übrig sei, dann die Stelle eingehen zu lassen, aber sie wären nicht weiter willens, ihre Lehrer bei den reichen Bauernsozietäten arbeiten zu lassen, worunter die eigenen Kinder benachteiligt würden.

Bald darauf erschien Herr Regierungsrat Romeike zur Revision mit dem Herrn Dombowski. Es war 12 Uhr, die Schüler traten ab und ich wurde nun gefragt, wie ich mich mit meinem Schulvorstand stände? „Vorzüglich!“ war meine Antwort, „wenn ich den nicht hätte, wäre es hier am Leben zu verzagen;“ usw. Kurz, ich hielt mit der Wahrheit nicht zurück. Die Herren schieden und das weitere Fortschicken meiner Lehrer hörte auf. Aber ich hatte einen Polen vom Blute zum Feinde. Er suchte Ursache hie und da, aber meine Klasse war auf der Höhe. Aber dieser stille Kampf fiel mir doch schwer auf die Nerven.

Im Herbst 1906 erkrankte ich an Lungenkatarrh. Durch eine mangelhafte ärztliche Behandlung erkrankte der Magen, die Leber; die Galle trat ins Blut; es ging mit mir rapide abwärts. Im Frühling 1907 besuchte ich das Bad Ober-Salzbrunn, doch mit wenig Erfolg. Auf meinen Antrag erfolgte meine Pensionierung zum 1. Oktober 1907 nach nur 36 Dienstjahren. Meine Pension betrug nur 1814 Mark. Aber mit den Zinsen von unserem ganz schönen Kapital für Lehrerverhältnisse und einigen Nebeneinnahmen kamen wir gut aus. Allmählich wurde ich vollständig gesund und wurde beim Ausbruch des Krieges 1914 zu auftragsweiser Beschäftigung an das Königliche Gymnasium berufen, mit wöchentlich 20 Dienststunden, entsprechend meiner Pflichtstundenzahl als Hauptlehrer.

Das war ein herrlicher Abschluss meiner Lehrertätigkeit. Die schönen Räume, die schönen lieben Knaben, die vornehme Leitung und das ausgezeichnete

Verhältnis im Lehrerkollegium. Ich habe nichts von einer Überhebung mir gegenüber empfunden. Die Liebe der Schüler habe ich im höchsten Maße mir erworben; über die Disziplin hatte ich nie zu klagen, und noch heute werde ich von meinen ehemaligen Schülern mit leuchtenden Augen begrüßt. Weihnachten 1918 war meine Arbeit am Gymnasium beendet. Meine Nebeneinnahmen durften mir gemäß Verfügung des Provinzial-Schulkollegiums auf die Pension nicht verrechnet werden. Ferner wurden mir die vier Jahre am Gymnasium auf meine Dienstzeit angerechnet, sodass ich jetzt eine volle Dienstzeit von 40 Jahren habe. Meine Einnahmen schwankten: anfangs erhielt ich 2,50 Mk. die Stunde, zuletzt 90 Mk. die Wochenstunde. Wiewohl das nach der heutigen Löhnung sehr wenig war, so blieb uns doch soviel übrig, daß wir im ganzen 10.000 Mk. Kriegsanleihe zeichnen konnten. Das war bei unseren dürftigen Anfangspensionsverhältnissen ein nennenswerter Erfolg. Unsere Pension hat sich über alles Erwarten gut gestaltet. Als Hauptlehrer kam ich in Stufe VIII und erhalte jetzt (am 15.12.1921) 16038 Mk., aber nach dem erhaltenen Nachschuss dürfte meine Pension auf etwa 23.000 Mk. kommen, zumal es feststeht, daß Tilsit in die Ortsklasse B gekommen ist.

Nun wäre noch etwas über die Gestaltung unseres engeren Familienbands zu berichten. Mit großer Hoffnungen für unsere Kinder zogen wir in Stolbeck an. Gleich anfangs klagte der zweite Sohn Ernst über Schmerzen im rechten Kniegelenk. Die Ärzte konnten anfangs nichts finden. Die Schmerzen wurden mit jedem Jahre ärger. Der schwere Junge musste ins Bett gehoben werden. Wir brachten ihn nach Königsberg in eine Klinik. Der Arzt war nicht für eine Operation: wir sollten noch weiter abwarten. So holten wir unseren armen Jungen wieder heim unter ärgeren Schmerzen als wir ihn hingebacht hatten. Wie der Jammer nicht mehr zu ertragen war, wandten wir uns an unseren besten Operateur Herrn Dr. Marcuse, welcher die Operation ausführte und Knochenfraß vorfand. Die Heilung ging sehr langsam vor sich. Auf einem Krankenstuhl musste der Ärmste gefahren werden. Erst allmählich, allmählich verheilte die schreckliche Wunde und erst nach langer Zeit konnte er mit einer Schiene weiterhinken. Wir hatten einen Krüppel; unser Lebensmut war sehr gesunken, zumal der Knabe wohl infolge der vielen Narkosen und des mehrjährigen Ausfalls allen Unterrichts nur geringe Begabung zeigte und bestenfalls ein geringer Handwerker werden konnte. Mit unserem Kapital mussten wir doch dem Hilflosen unter die Arme greifen. Aus diesen Erwägungen heraus nahmen wir unseren ältesten Sohn vom Gymnasium herunter und schickten ihn auf die Mittelschule. Zwei Jahre ist er auf der Oberstufe gewesen. Wir hatten das Vertrauen zu ihm, daß er sich durch eigene Kraft seine Stellung schaffen würde, und das ist auch eingetroffen. Es war richtig, ein Reserve-Kapital festzuhalten. Denn ohne unsere finanzielle Hilfe wäre Ernst sicherlich unter die Räder gekommen. Nun aber sind unsere Söhne beide unter gutem Brot in gesicherter Stellung, und wir könnten dankerfüllt unsere Hände zu Gott erheben: „du Herr hast alles wohlgemacht“, wenn nicht ein neuer Sorgenstein unser Gemüt beschwerte: der heißt Hermine! Aber: „Ihn, ihn lass tun und walten, er ist ein weiser Fürst!“ Aber unseres Geschlechtes Ehre zu bauen, ist ein anderer berufen, unser hoffnungsvoller Großsohn Georg Leberecht.

Tilsit, den 20. Dezbr. 1921

Chronik Zimmermann, Teil 2

Eintrag Paul Zimmermann (Nov. 1877 – April 1935)

Am 10. Juli 1931 ist der Begründer der Chronik im Alter von 80 Jahren ruhig entschlafen. Sein Körper wurde eingeäschert und die Aschenurne wurde auf dem Friedhof des Krematoriums in Tilsit beigesetzt. Er war der Älteste seines Geschlechts gewesen. Am frühesten war Tante Maria Klempat gestorben im Jahre 1905. Von ihren Kindern lebt nur noch Erich Klempat, der in Tilsit



Fritz Schittat

Kaufmann ist. Dann starb im Jahre 1920 Tante Anna Schittat in Memel. Ihre 3 Kinder leben noch. Elisabeth Gottschalk in Memel, Fritz Schittat als Bankdirektor in Prökuls und Ernst Schittat als Großkaufmann in Hamburg. Onkel August Z. (Zimmermann) ist 1923 am 9. Nov. gestorben. Er war Lehrer in Königsberg gewesen. Nach dem Tod seines einzigen Sohnes Walter im Schützengraben an der Westfront hatte er sich pensionieren lassen und war nach Oliva gezogen. Da aber in jenen unruhigen Inflationsjahren die Gehalts- und Pensionszahlungen in den abgetretenen Gebieten stockten und es zweifelhaft war, ob der Staat Preußen überhaupt an ehemalige Beamte, die außerhalb des Regierungsgebietes wohnten, Zahlungen leisten würde, verließ er das schöne Oliva und

zog nach Mitteldeutschland. Er bemühte sich in mehreren Städten um eine Wohnung, erhielt aber keine. Er starb schließlich in Rauschenwasser, Post Bovinölers (gemeint ist das heutige Bovenden) bei Göttingen.

Mein Vater George war ein großer, schlanker Mann mit hoher Stirn, blauen Augen und einem regelmäßigen Profil. Er war schon als Kind kurzsichtig gewesen und trug eine Brille. In den letzten Jahren hatte sich der graue Star herausgebildet, der ihm das Sehvermögen auf dem eine Auge gänzlich nahm, und auch auf dem anderen Auge stark beeinträchtigte. Trotzdem er im letzten Jahre seine eigenen Schriftzüge beim Schreiben oft nicht mehr sehen konnte, blieb seine Schrift nach wie vor schön und gleichmäßig. Auf der Straße erkannte er niemand mehr. Auch plagte ihn das Asthma. Trotzdem war er verhältnismäßig rüstig. Zu seinem 80. Geburtstag waren nicht nur außer mir und meiner Familie Lieschen Gottschalk und Fritz Schittat aus dem Memelland gekommen, sondern auch eine große Zahl pensionierter Lehrer aus Tilsit und eine Abordnung des Lehrervereins, dessen Ehrenmitglied er war.

Er folgte mit Aufmerksamkeit den Reden und der Unterhaltung, konnte gut erwidern und erzählte mancherlei aus seinem Lehrerleben.

Noch am vorletzten Tage war er für eine Weile in Jakobsruhe gewesen und hatte dort auf einer Bank gesessen. Er war geistig rege und sorgte sich um das Geschick des Mutterlandes. So oft ich ihn besuchte, vertieften wir uns in lange politische Gespräche. Namentlich beunruhigte ihn die wachsende Arbeitslosigkeit, die Radikalisierung der Arbeiter und ihre überspannten Ansprüche an den Staat. Er ging gerne in die Kirche. Als ihn aber der Gang dorthin zu sehr anstrengte, wurde auf mein Drängen ein Radioaggregat angeschafft, und er hörte dann zusammen mit der Mutter die Predigt über den Lautsprecher. Manchmal war er recht ergriffen; doch hielt er auch mir der Kritik nicht zurück. Sie machte auch vor der Kirche und der Bibel nicht Halt. Er ist zwar nicht ein kirchlich-frommer, wohl aber ein religiöser Mensch gewesen.



Tilsit Adressbuch

Armen und solchen Menschen, die in Not waren, half er stets. Mir ist nicht bekannt, dass er an ihnen einmal Enttäuschungen erlebte. Er hatte ein feines Gewissen und war innerlich stets bereit, vor Gottes Richterstuhl zu treten, wie er sagte. Seine Neffen und Nichten besuchten ihn gern, holten Rat bei ihm ein und hörten auf sein Lob und seinen Tadel. Als Lieschen Gottschalk in Memel bei Beginn der Inflationszeit von Ostjuden bestürmt wurde, ihnen ihr gut gelegenes Geschäftsgrundstück in der Libauer Straße für Millionen Papiermark zu verkaufen, da stemmte er sich mit seinem ganzen Einfluß dagegen und stärkte sie gegenüber ihrem törichtem Manne. So blieb ihnen ihr Haus und Vermögen erhalten. Mein Vater lebte sehr einfach, aß Fleisch selten und begnügte sich abends mit einem Teller Suppe und Brot. Bis zu seiner Pensionierung war er Mitglied des Tilsiter Sängervereins gewesen, hatte gern mittgesungen und gern nach Schluss ein Glas Bier getrunken und eine Zigarre geraucht. Als er sich dem 60. Lebensjahr näherte, hatte er zuerst mit dem Rauchen aufgehört, weil er danach leicht Stechen im linken Ohr bekam. Er pflegte oft lächelnd zu erzählen, daß auch sein Vater daran gelitten hatte und zu seinem Leidwesen gezwungen gewesen war, die Pfeife beiseite zu stecken. Weil die Eltern so außerordentlich einfach und sparsam lebten, behielten sie von ihren nur 300 M Pension mehr als 100 M. monatlich übrig und unterstützten meinen jüngeren Bruder Ernst und meine Tochter aus erster Ehe, Hermine. Von beiden wird noch zu erzählen sein.

Ich habe meinen Vater zum letzten Male lebend am 24. Juni gesehen. Im Juli mußte ich nach Reichenhall fahren, um meinen Kehlkopfkatarrh zu kurieren. Auf das Todestelegramm hin kehrte ich mit meiner Frau zurück und brachte auch aus München meine Tochter Hermine mit. Ich habe noch nie in ein friedlicheres Todesantlitz geschaut.

.....

Da kam der Weltkrieg. Meine Eltern flüchteten aus Tilsit, da sie wohl mit Recht fürchteten, daß die Russen sich bei einer abermaligen Einnahme der Stadt nicht so diszipliniert benehmen würden wie im August 1914. Die Erfahrungen Memel's gaben ihnen später Recht. Beide folgten also einer Einladung meines Bruders Ernst's und seiner Frau nach Nürnberg um Monat September 1914. Da sie über dem Laden eine 4 zimmerige, geräumige Wohnung hatten, kamen sie recht gut unter. Dem Vater, dem die Bayern immer wieder ihrer Vaterlandsliebe und ihrer Tapferkeit imponiert hatten, fühlte sich dort recht wohl und war unter ihnen wohl gelitten. Er hat viel von seinen humorvollen Begegnungen mit ihnen am Biertisch erzählt, hat auch später manchmal erwogen, ob er nicht für immer nach Nürnberg ziehen sollte. Doch sah die Mutter in diesem Falle richtiger und schärfer, daß sie sich beide bei einem dauernden Aufenthalt dort doch einsam fühlen würden. Sie kehrten zu Vaters Geburtstag am 28. Februar 1915 nach Tilsit zurück.

Chronik Zimmermann, Teil 3

Eintrag Magdalene Zimmermann geb. Wüst (1889-1957)

Hamburg, September 1952

Viel zu früh hat der Tod meines Mannes, dem Schreiber des zweiten Teils der Chronik, die Feder aus der Hand genommen. So muss ich, wenn auch nicht aus dem Geschlechte der Zimmermann, mit Schreiben fortfahren, um für meine Kinder festzuhalten was ihr Vater hätte schreiben sollen u. besser hätte schreiben können. Da muss zunächst das Bild seiner Mutter den Nachkommen bewahrt werden. Hermine Zimmermann war eine mittelgroße, gutaussehende Frau mit sehr schönen, tiefliegenden Augen, die ihr Urenkel Wolfgang von ihr geerbt hat. Sie war ein kluger, sehr lebensstüchtiger Mensch, nicht so weich wie der Großvater. Die Ehe war eine ungemein glückliche. Ich glaube nicht, daß es jemals Misshelligkeiten zwischen den beiden gegeben hat. Sie war sehr sparsam; wenn sie aber kaufte und vor allem zum Geschenk für andere, dann kaufte sie nur vom Besten und Gediegensten. Auch ging kein Bettler ohne ein Almosen von ihrer Tür. Sie war bis in ihr Alter hinein eitel, zog sich sehr gut an und hatte viel Geschmack.

Die Großmutter war sehr fromm und kannte ihre Bibel gut. Sie lebte im Kirchenjahr, hätte in der Passionszeit nie eine Festlichkeit mitgemacht, und ich erregte ihren Unwillen, wenn ich am Sonntag nähte. „Auf Sonntagsarbeit ruht kein Segen“, pflegte sie zu sagen. Aber auch germanischer Aberglaube war

ihr nicht fremd. Zwischen Weihnachten und Neujahr, in den zwölf heiligen Nächten, durfte nicht gewaschen werden.

Ob sie mit mir, ihrer Schwiegertochter, immer zufrieden war, weiß ich nicht. Sie erkannte wohl an, daß ich ihren Sohn glücklich machte; aber meine Tätigkeit an der Schule billigte sie durchaus nicht, und die 13 Bücherkisten, mit denen ich in Labiau einzog, hat sie mir, glaube ich, nie verziehen! Mit besonderer Liebe hing sie an ihrer Enkelin Hermine, die jahrelang bei den Großeltern in Tilsit erzogen wurde. Wie war sie stolz auf Herminchens viele Verehrer! Wie erzählte sie wieder und immer wieder von den Erfolgen der Großtochter in der Tanzstunde! Mit welcher Liebe haben beide Großeltern später bei Hermines Aussteuer mitgeholfen!

Sie hatte das schwere Los, nicht nur ihren Mann, sondern auch beide Söhne zu überleben. Besonders der Tod meines Mannes, den sie innig liebte und auf den sie sehr stolz war, erschütterte sie tief. Als er starb, erhob sich für mich die Frage: was nun? Das Rektorhaus mußten wir nach kurzer Zeit verlassen und uns ein neues Heim suchen. Am liebsten wäre ich nach Jena gegangen. Aber der Gedanke, die Großmutter ganz allein im Osten zu lassen, kam mir wie eine Untreue auch gegen meinen Mann vor. So ging ich mit meinen Kindern nach Königsberg, von wo aus wir die Großmutter jederzeit besuchen konnten. Zu meiner großen Freude kam sie Weihnachten 1935, als wir zum ersten mal das Fest ohne meinen Mann erlebten, zu uns nach Königsberg. Nie vergesse ich den Anblick wie sie dem Tilsiter Zug entstieg, als Georg und ich sie vom Bahnhof abholten: im schönen Pelz, in der einen Hand Schirm und Koffer, in der anderen eine fette Ente als Weihnachtsbraten, weil sie wahrscheinlich dachte, daß wir nicht genug zu essen hätten. Am ersten Feiertag ging sie – zum ersten Mal in ihrem Leben – mit Georg in die Oper, in der ein Weihnachtsmärchen gegeben wurde und kam sichtlich beeindruckt nach Hause. Sie hat gleich dem Großvater ein sehr friedliches Ende gehabt. Sie war nur kurz krank und Hermine und ich eilten zu ihr nach Tilsit. Am Abend vor ihrem Tode erzählte sie uns ihr Leben und betonte, wie glücklich sie gewesen wäre und wie Gott sie und ihre Ehe immer sichtbar gesegnet hätte. Sie ist sanft eingeschlafen und neben dem Großvater beerdigt. Der Friedhof ist heute in russischer Hand. – „Werden wir noch einmal an den Gräbern der Großeltern stehen können?“

Heute, Weimar, am 7. November 1952, wärest Du eigentlich 75 Jahre alt. Recht ein Tag, an Dich zu denken und den Kindern von Dir zu erzählen. Aber

wie schwer ist es doch! Richtig sehen und richtig schildern kann man nur etwas, von dem man den nötigen Abstand hat. Und bist Du mir nicht immer

noch ganz nah? Trotz der 17 Jahre, die ich nun schon alleine lebe?



Mein Mann war ein hoch gewachsener, sehr gut aussehender Mensch mit einem schön geformten Schädel, den tief liegenden Augen seiner Mutter – nur in grauer Farbe – und einer hübschen Nase, die ihm ein markantes Profil gab. Er war sehr früh weiß geworden. Als ich ihn 1917 in Frankreich kennen lernte, war er fast weiß. Er war damals 40 Jahre alt. Als mit den Nazis Rassenkunde Allgemeingut wurde und man begann, Schädel zu messen und zu klassifizieren, scherzte er oft: „Ich bin meinem Schädel nach ältester Steinzeitadel, Cromagnorasse!“ Er ging sehr gerade,

ich erkannte ihn schon von Weitem an seinem Gang.

Paul Zimmermann

Seiner ganzen Anlage nach war er Pessimist. Er nahm nichts

leicht und trug schwer am Leben. Er wußte wohl, welche große Verantwortung die Leitung der Schule auf ihn legte und er wich dieser Verantwortung nicht aus. Er hat oft davon gesprochen, daß er früh sterben würde und seine größte Sorge war, daß ich und die Kinder nach seinem Tode Not leiden könnten. So bekam seine Sparsamkeit, die er von beiden Eltern geerbt hatte, oft etwas Überängstliches und es gab manchmal große Meinungsverschiedenheiten zwischen uns, wenn ich z. Beispiel Weihnachten die Kinder reich beschenken wollte von der Ansicht ausgehend einmal müßte auch Überfluss und Fülle sein. Dafür hatte er gar kein Verständnis. Er traute mir nicht die Fähigkeit zu, sparsam zu leben und mit wenigem auszukommen. Nur ihm ist es zu verdanken, wenn wir einen großen Teil des von mir durch Unterricht verdienten Geldes in Hypotheken anlegten. Er konnte freilich nicht

ahnen, daß ich sehr bald nichts mehr davon haben sollten, denn mit dem Russeneinfall war das alles dahin. Er war sehr anspruchslos und bescheiden und legte keinen Wert auf materielles Wohlleben. Als er seines Halses wegen das Rauchen aufgeben mußte und seiner Galle wegen vieles nicht essen durfte, sagte er oft lachend: „Ich bin nicht Knecht meines Bauches.“

Er hat es, glaube ich, seinen Eltern lange nachgetragen, daß sie ihn auf keine höhere Schule schickten. Sie waren nicht weitsichtig genug, ihn in diesem Falle vor dem kranken Ernst zu bevorzugen. So hat er sich sein Wissen in langen durchwachten Nächten allein erarbeiten müssen als er schon junger Lehrer in Königsberg war. Er sollte ursprünglich Postbeamter werden. Als aber der Vater eines Tages den sogenannten Postkatechismus mit nach Hause brachte und ihm bedeutete, was darin stünde, müsse er sich zu eigen machen, da erschien ihm das so ungeheuerlich, daß er diese Karriere aufgab!! Er besorgte sich auf eigene Hand eine Lehrstelle in einer Droguerie. Aber auch das zerschlug sich. Auch wollte der Vater den Jungen durchaus zu einem Beamten machen. Und als einmal im Herbst die Speisekammer mit allen Wintervorräten nach der damals üblichen Hausschlachtung wohl gefüllt war, nahm ihn der Vater an die Hand, zeigte ihm die Fülle der guten Dinge und erklärte ihm, das alles könne er später auch haben, wenn er Lehrer würde. So wurde er, alles andere als ein Materialist, für seinen Beruf auf drastische Weise gewonnen. Er ging über eine Präparanden-Anstalt auf das Lehrerseminar. Der sehr trockene Unterricht, viel memorieren ohne tiefere Erfassung der Probleme, sagte ihm keineswegs zu. Trotzdem schnitt er gut ab, du bekam sofort eine Stelle als Vorschullehrer an dem berühmtesten Gymnasium Königsbergs, dem Friedrich-Kolleg. Damals heiratete er Käthe K. Der Ehe entstammte eine Tochter, Hermine geb. 1908. Schon zu dieser Zeit fing er an in den Nächten zu arbeiten und sich weiterzubilden und legte wohl damals schon den Grund zu der schweren Schlaflosigkeit, die ihn in seinen letzten Lebensjahren zeitweise sehr quälte. Sein ganzes Interesse galt der Geschichte, vor allem den Griechen und Römern. Nebenbei nahm er Sprachunterricht, Französisch und Englisch. So bereitete er sich zum Rektorexamen für Mittelschulen vor und machte die Prüfung in Königsberg. Sein Oberregierungsrat war ihm sehr gewogen und er war es auch, der ihm die Rektorstelle in Labiau (1910 oder 1911?) verschaffte. Es war eine ganz unerhörte Sacht, daß ein junger Lehrer, der nicht die üblichen Jahre auf dem Lande an einer Dorfschule absolviert hatte, gleich eine solche Stelle bekam.

Die Labiauer Schule war ein Versuch, einer Volksschule gehobene Klassen nach dem Plane einer Mittelschule anzugliedern. Eigentlich waren es zwei Schulen, und sehr bald nach meines Mannes Tod zerfiel sie in zwei Schulen mit zwei Leitern. Die Schule war damals die größte Schule Ostpreußens in dem schönen Gebäude, in das wenige Jahre vor dem Krieg mein Mann als erster Rektor einzog. Als mein Mann starb, hatte die Schule etwa 1100 Schüler!



Paul Zimmermann in Kurland

Als der Weltkrieg ausbrach, wurde mein Mann sofort eingezogen, und zwar zu einem Schmerz nur kurze Zeit mit der Waffe, dann als Lazarettinspektor. In den ersten Jahren war er im Osten, lange in Kurland und konnte dort einer Passion nachgehen, die er, der Schulmeister, wunderlicher Weise hatte: die Jagd. Wie oft hat er mir von seinen einsamen Pirschgängen in den riesigen Wäldern des Kurlandes erzählt, wie er Hirsche, Wildschweine, Auerhähne schoss. Einmal stand er sogar mit der Büchse einem richtigen Elch gegenüber, aber auch wenn der Abschuss von Elchwild nicht verboten gewesen wäre, hätte er es nicht übers Herz gebracht, das schöne Tier zu töten. Dann kam das Reservelazarett nach Galizien. Erst

1917 wurde es im Westen eingesetzt. Am 14. Juli, dem Nationalfeiertag der Franzosen, zog mein Mann hoch zu Ross in Roost-Warendin, einem kleinen Dorf in der Nähe von Amiens, ein, um für sein Lazarett Quartier zu machen. Ich war damals Rote-Kreuz-Schwester im Feldlazarett und wir Schwestern, nur zwei an der Zahl, wurden beim Lazarettwechsel mit aller unbeweglicher Habe – Betten, Wäsche, Geschirr usw. – mit übernommen, wechselten also nur unseren Vorgesetzten. Wir aßen mit den Ärzten, Apothekern und Inspektoren um Kasino. ...

Am 15. Juli also sahen mein Mann und ich uns zum ersten Mal. ...

Wir heirateten am 11.12.1919, nachdem ich 8 Tage vorher mein Staatsexamen in Jena gemacht hatte und meinem Mann ein Telegramm geschickt hatte: „Examen mit gut bestanden und nun komme und hole mich.“ ... Dann ging es in langer Fahrt im eiskalten Zug nach Labiau, das uns unter Schnee und Eis begraben erwartete. Aber im Rektorhaus strahlten die großen Kachelöfen eine wohlige Wärme aus und in diesem Rektorhaus haben wir dann 15 glückliche Jahre verlebt.

Labiau war damals eine kleine Landstadt mit etwa 5000 Einwohnern. Es war eine ausgesprochen hässliche Stadt, böse Zungen behaupteten, sie bestünde nur aus einem langen Darm – der Königsberger Straße mit der Verlängerung durch die Dammstraße – und einem Blinddarm – dem Schweizerring. Sehenswert war nur das Schloss aus der Ordenszeit, die kleine Kirche aus

nachreformatorischer Zeit mit dem sehr schönen Deckengemälde. Schön war der Blick von der Deimebrücke, von der man nach hüben und drüben die unendliche Weite ostpreußischer Wiesen sich ausbreiten sah. Unter der Brücke floss das Wasser der Deime so langsam dahin, daß man kaum erkennen konnte, nach welcher Seite sie sich bewegte. Im Winter war der Fluss wochen-, ja monatelang zugefroren, ein Tummelplatz für fröhliche Schlittschuhläufer. Bei der Mündung ins Haff türmten sich in kalten Wintern, wenn auch das Haff zufror, hohe Eisberge auf, die anzusehen in grüner kristallener Pracht die Labiaten hinauspilgerten, oft ganze Schulklassen mit Rodelschlitten und Schlittschuhen.

Die Einwohner der Stadt waren z. T. Ackerbürger, d.h. neben ihrem Handwerk oder Gewerbe hatten sie vor den Toren der Stadt ein Stück Land, wo sie ihren Kohl und ihre Kartoffeln anbauten. Die Läden boten das übliche Bild: lange nach Weihnachten lagen die kärglichen Tannenzweige von Weihnachten verstaubt noch in den Schaufenstern! Es gab typische Kramläden, in denen man von der Stecknadel, grüner Seife und Heringen angefangen alles, aber auch alles bis zu Arbeitshosen, hohen Stiefeln und Handwerksgerät kaufen konnte (z.B. Nedebeck!). Schön war die Stadt Pfingsten, wenn vor jedem Haus ein Maibaum prangte, sodaß die Straße in einen Birkenwald verwandelt schien. Seine „hohe Zeit“ aber hatte das Städtchen im Sommer, wenn das Schützenfest gefeiert wurde. Dann zog Alt und Jung untern den Klängen einer Musikkapelle durch die ganze Stadt, voran hoch zu Ross der Schützenkönig und hinter ihm alle Schützen in den grünen Röcken. So gings in langem Zuge nach dem Schützenplatz, wo die alten Labiau Familien, die Skalweits, Bartels, Nedebecks, Emmentalers, Zelte aufgeschlagen hatten, wo es hoch her ging und wo man sich gegenseitig besuchte und bewirtete. Rings umher entwickelte sich ein buntes Jahrmarktstreiben mit Buden, Karussells und allem, was dazu gehört. Die Schützen schossen scharf, bis der neue Schützenkönig gefunden wurde. Abends wurde bis spät in die Nacht im Freien getanzt, ein Abend war der Landbevölkerung vorbehalten. Ein wogendes Gedränge erfüllte von früh bis spät 3 Tage lang den Schützenplatz. Und als wir alle da einmal uns hin und her schieben ließen – Georg war etwa 4 oder 5 Jahre alt – nahm mein Mann ihn, der den Erwachsenen kaum bis zur Taille reichte und schier erdrückt wurde, auf seine Schultern, damit er etwas sehen könnte. Da fiel dann sein klassisches Wort: „Gott sei Dank Vater, ich habe bis jetzt nur Popos gesehen!“.

Charakteristisch war für Labiau im Herbst der bläuliche Rauch und der Geruch der Kartoffelfeuer, die um die Stadt einen weiten Gürtel legten, wenn alle Welt bei der Kartoffelernte war. Im Winter zogen dann wochenlang nur Schlitten mit hellem Geläut an unserem Rektorhaus, das ganz am Ender Stadt lag, vorbei. Und was für herrliche Pferde sah man da! Natürlich kannte man sie genau: das sind die Rappen aus Viehof, das die Schimmel aus Lablacken, das die Braunen aus Legitten. - Kleinstadt! Gewiß eng, aber doch mit wieviel

wertvollem und gesundem in der engen Naturverbundenheit u. der treuen Bewahrung des Alten!

Als wir heirateten, fand ich im Rektorhaus als Hilfe die alte Hildebrandtsche vor, die schon vorher für meinen Mann gesorgt hatte und die er scherzend seine „Repräsentantin“ nannte. Auguste Hildebrandt war ein verhutzelttes altes Weiblein mit einem ganz kleinen Gesicht wie ein verschrumpelter Apfel, mit einem schwarzen Kopftuch über dem dünnen grauen Haar u. den gichtigen Händen, die das ganze Leben Arbeit, und nur Arbeit gekannt hatten. Ihren Geburtstag u. ihr Alter wusste sie nicht. „Wer kann an so etwas denken!“ Mit 12 Jahren war sie in den Dienst zu fremden Leuten gekommen, nie hatte jemand für sie gesorgt oder ihr einen schönen Feiertag geschenkt. Trotz ihres damals gewiss schon hohen Alters arbeitete sie von früh bis spät in Haus und Garten, besorgte die Hühner, hackte Holz, scheuerte die Küche. Am liebsten wäre sie auch meinen polierten Möbeln mit grüner Seife und Scheuerbürsten zu Leibe gegangen! Wie staunte sie unsere Bücher an! Mit welcher Ehrfurcht umging sie unsere Schreibtische! Mit rührender Liebe und Verehrung hing sie an meinem Mann. „Der Herr Rektorchen muss an meinem Sarge sprechen“, sagte sie oft, nicht ahnend, daß sie meinen Mann weit überleben sollte. Als Georg geboren wurde, kannte ihre Freude keine Grenzen und wortlos und selbstverständlich übernahm sie die Hauptarbeit der Kinderwäsche. Einige Tage nach seiner Geburt, fand ich in seinem Bettchen einen Nagel, ein Stück Brot und ein Gesangbuch. „Damit nicht die bösen Unholde kommen und ein Wechselbalg statt des Kindes in die Wiege legen.“ Erklären konnte sie Art und Dreizahl der Dinge nicht. Sehr böse wurde sie, als ich Georg vor der Taufe in den Garten stellte. Ungetauft durfte kein Kind aus den vier Wänden heraus! Als wir sie später im Altersheim unterbrachten, besuchten wir sie oft, oder sie kam zu uns und holte sich aus dem Garten Blumen, deren Duft sie sehr liebte. Ich habe sie kurz vor meinem Fortgang aus Ostpreußen zuletzt besucht. Als aber Georg im Kriege als junger Marineoffizier nach Labiau kam, da war es gewiss ein liebenswerter Zug von ihm, daß er die Alte im Altersheim aufsuchte in seiner strahlenden Uniform. Wie stolz mag sie über den Besuch gewesen sein! Von ihrem Ende wissen wir nichts. Liegt sie unter Trümmern begraben? Ging die russische Dampfwalze über sie hinweg? Mußte sie fliehen und kam auf der Flucht um? Oder starb sie, bevor der Feind kam? Hoffentlich deckt sie ostpreußische Heimaterde!

Ich kam 1919 mit Energie geladen von der Universität und hatte gleich im Anfang in Labiau die kühnsten Pläne. Mein Mann mußte oft stoppen und mir klar machen, daß Labiau nicht Jena sei! Aber wir gründeten gleich im ersten Winter eine Volkshochschule, an der wir selbst kühn unterrichteten. Ich las ein Leben Jesu, mein Mann die Geschichte des Sozialismus. Diese Volkshochschule wurde später abgelöst durch Vorträge, für die wir alle 3 Wochen etwa einen Redner von der Universität Königsberg kommen ließen, wenn wir nicht selbst sprachen. Bei diesem Unternehmen unterstützte uns Geheimrat Karl Augstein, von dem hier noch einiges gesagt werden muss, da

Familie Augstein uns eng befreundet wurde. Karl Augstein war Augenarzt und hatte in Bromberg eine große Privatklinik gehabt. Er war nicht nur in der ganzen Provinz Posen, sondern weit über die russische Grenze hinaus ein sehr gesuchter Operateur gewesen. Er war ein sehr belesener Mann mit einer tiefen humanistischen Bildung und ein wirklich guter Goethe-Kenner. Als Bromberg polnischer Korridor wurde und er fürchtete, seine Söhne müssten, wenn er für Polen optierte, polnische Offiziere werden, zog er kurz entschlossen von Bromberg fort in seine alte Heimat – er war in Pareyken bei Labiau geboren – und fing in Labiau mit 70 Jahren „als junger Arzt“ wieder



Rektorhaus in Labiau mit der Schule im Hintergrund

neu an. Noch mit 80 Jahren machte er Star-Operationen. Mit ihm und seiner Frau, einer Jüdin, haben wir viele genussreiche Stunden in gutem Gespräch verlebt und manch gute Flasche Wein zusammen getrunken.

Wenn wir die Vortragenden aus Königsberg bei uns hatten, wohnten sie immer im Rektorhaus u. nach dem Vortrag gab es bei Augsteins oder bei uns ein Abendessen, zu dem wir wenige interessierte Leute dazu luden. Wir haben Ranke, Claassen, Köhler, Uckeleg, Willigmann (Domprediger) u.a. bei uns gehabt. Wieviel anregende Diskussionen hat das Rektorhaus in seinen Wänden gehört! Bei diesen Diskussionen war mein

Mann als sehr schlagfertiger Diskussionsredner bekannt. Er war überhaupt ein sehr guter Gelegenheitsredner. Seine Andachten vor der Schule und seine Entlassungsreden überlegte er vorher sehr genau, sprach dann aber ganz frei. – Er neigte sehr dazu, ironisch zu werden, hatte sich aber auch mit dieser Seite seines Wesens immer ganz in der Hand. Vielleicht war seine Ironie eine Waffe, mit der er sich gegen die Umwelt schützte. Er gestattete eigentlich keinem Menschen einen Einblick in sein Inneres. Er hat nie einen Freund gehabt, im tiefsten Sinne des Wortes.

Die Rednergabe war eine Eigenschaft von den vielen, die mein Mann zu einem von Gott begnadeten Schulmeister machten wie es nur wenige gibt. Er unterrichtete leidenschaftlich gern und erst wenn er vor der Klasse stand, war er eigentlich er selbst. In Frankreich als Soldat habe ich ihn oft sagen hören:

„Wenn ich doch nur erst wieder meine Jungens vor mir hätte!“ Seine Schüler hingen sehr an ihm u. kannten seine unbestechliche Gerechtigkeit. Er hatte mit Kindern eine unendliche Geduld und wurde nie zornig... Er unterrichtete in der Volksschule Deutsch, Geschichte, Religion, und in den gehobenen Klassen Englisch und Französisch. Besonders Französisch sprach er sehr gut und fließend. Er sprach vor der Klasse leise, hatte nie Disziplinschwierigkeiten. Oft kam es vor, daß er Schüler strafen mußte für andere Lehrer, die mit ihnen nicht fertig wurden. Da konnte er wohl auch ein paar Ohrfeigen austeilen. Als einmal ein Vater sich beschwerte, weil ein Lehrer seinen Sohn geschlagen hätte, machte mein Mann ihm klar, daß er selbst auch nicht immer ohne körperliche Züchtigung auskäme, worauf der biedere Handwerker antwortete: „Herr Rektor, Sie haben auch die „Berechtigung“ dazu!“ Sein großes Kollegium – über 20 Lehrkräfte – erkannte seine Überlegenheit an und



ordnete sich ihm gern unter. Er wurde von den Alten geachtet, von den Jüngeren verehrt. Da er als glänzender Pädagoge bekannt war, mußte er bei jeder Gelegenheit Probelektionen halten, oft vor einem sehr großen Kreis von Landlehrern. Sein öfteres Zusammensein mit diesen Kollegen vom Lande war der Anlass, daß er zu seinem sehr begeisterten Heimatforscher wurde. Die Schwierigkeit der Landlehrer, ohne genügendes u. geeignetes Material, Heimatkunde zu geben, brachte ihn auf den Gedanken, sich in die Geschichte des Kreises Labiau zu vertiefen. Und so haben wir beide viele Stunden im Archiv im Königsberger Schloss über Ordensakten und dem noch völlig unerschlossenen Briefwechsel des ersten Herzogs von Preußen Albrecht,

gesessen und so das Material gesammelt zu meines Mannes „Heimatgeschichte des Kreises Labiau“.

Er war in der Stadt einer der angesehensten u. beliebtesten Persönlichkeiten.



Paul und Magdalene Zimmermann in Labiau mit Sohn Georg

Gerade die kleinen Leute, Handwerker u. Arbeiter, kamen oft zu um und holten sich Rat in mancherlei Nöten. Das kam z. T. daher, daß er sie fast alle nach der Schule auch in seiner Fortbildungsschule unterrichtet hatte, die er leitete u. an der er unterrichtete.

Es war

selbstverständlich, daß mein Mann zu vielen Ehrenämtern in Vereinen etc. herangezogen wurde. Wirklich am Herzen lag ihm der Turnverein, weil er in ihm seine Schüler aus der Volksschule noch länger in der Hand behalten konnte. Er war während all der Jahre erster Vorsitzender und hat viel Arbeit u. Zeit an den Ausbau des Vereins gewandt. An jedem Himmelfahrtstage gab es den traditionellen Ausflug, meistens nach Pöppeln, das dann im Kranz der blühenden Bäume wie ein Märchen mitten in den Wiesen lag, durch die sich das blaue Band der Deime hindurchzog. Da zog ich immer mit hinaus und sang mit den Turnern die Wander- und Turnlieder.

Erholung fand mein Mann in der Arbeit im Garten, den er ganz selbst in Ordnung hielt. Am liebsten aber stand er gedankenverloren an seinen Bienenstöcken. Er war ein großer Imker u. hatte eine geschickte Hand mit Bienen. Das Einfangen der Schwärme – oft an den höchsten Bäumen – das zusammensetzen zweier Völker, all das waren erregende und uns beglückende Ereignisse, nicht zuletzt das Honigschleudern! Am schönsten aber immer wieder das wortlose Zuschauen der Bienen, wenn sie in immer gleichem emsigen Flug aus u. einflogen an den heißen Sommertagen, wenn die alten Linden vor dem Rektorhaus betäubend dufteten. Wir haben jedes Jahr einen Zentner Honig aufgegessen: die Kinder bekamen jeden Morgen einen kleinen Teller voll davon, den sie mit dem Löffel zu ihrem Brot aßen.

In den Ferien reisten wir. Da ich auch unterrichtete und gut verdiente, konnten wir jeden Sommer eine große Reise machen, meistens ins Hochgebirge, aber auch an den Rhein u. die Mosel und einmal 8 Wochen nach England. Wir konnten das nur, weil dann die Großeltern aus Tilsit bei uns „einhüteten“ und außerdem die gute Tante Lotte aus der Siedlung nach dem Rechten sah u. zu jeder Hilfestellung bereit war.

So vergingen die Jahre in Schule und Haus. Da kamen 1933 die Nazis ans Ruder. Mein Mann war vom 1. Tage an ein entschiedener Gegner der Bewegung. Die ersten Kämpfe gab es, als er sich gegen die Hitler Jugend wehrte, der er zum Vorwurf machte, sie hätte ein eigenes Geschick, immer die unfähigsten Jungen zu „Führern“ zu machen. In einer Versammlung wagte er laut auszusprechen: „Zehnjährige gehören unter die Schürze der Mutter und nicht auf Nachtmärsche mit Mutproben!“ Dann kam eines Tages eine Revision der ganzen Schule. Man besuchte ihn beim Deutschunterricht in der obersten Volksschulklasse, mit der er Storms „Regentrude“ las. Als man ihn fragte, warum er eine so „unzeitgemäße“ Lektüre gewählt habe an Stelle etwa einer Biographie Görings oder einer Schrift von Göbbels antwortete er seelenruhig mit einer bezeichnender Bewegung nach dem Halse: „Weil meine Jungen das bis hier haben!“ Inzwischen waren zwei junge Lehrer – Kroken und Stegmann – in der Partei hochgekommen, die sich nun in der Schule sehr aufspielten, ihm dauernd Schwierigkeiten machten u. ihn schließlich 2 x denunzierten. Obgleich er immer Herr der Lage blieb, die Leitung der Schule nach wie vor in der Hand hatte, obgleich man ihn auch in den Verhören auf die Denunziation hin nichts anhaben konnte – sein Regierungsrat Andenhausen und sein ihm sehr zugetaner Schulrat Remat hielten ihn – hat die ganze Zeit mit Untersuchungen, Anklagen, Verhören doch sehr an seinen Nerven gerissen. So war er, als er erkrankte, ein verbrauchter Mann, u. man konnte wohl sagen, daß die Nazis mit schuldig sind an seinem frühen Tode.

Ostern 1935 hielt er seinen Volksschulknaben, die mit der Schule fertig waren, die Abschiedsrede in der Turnhalle, Die Fensterscheibe hinter dem Rednerpult war zerbrochen, er stand im fliegenden Zug und holte sich eine Lungenentzündung. Das Herz hielt die Krisis nicht aus. ...

Man sagt, daß das wahre Gesicht eines Menschen im Tode in schöner Klarheit hervortrete. Meines Mannes schon im Leben sehr markante Züge traten nach dem Tode noch schärfer gemeißelt hervor. Auf seiner Stirn lag Frieden, jener Frieden, der höher ist als alle Vernunft. Und um seinen Mund spielte das ganz leise ironische Lächeln, das er im Leben so oft gehabt hatte. Am Gründonnerstag, dem 14. April, wurde die Leiche meines Mannes nach Königsberg überführt u. am 18.4. dort im Krematorium eingeäschert. Die jungen Lehrer seiner Schule trugen den Sarg aus dem Rektorhaus ins Auto und vom Hause bis zur Domäne Viehof standen die über 1000 Schulkinder Spalier u. grüßten zum letzten Mal ihren Rektor. Heinrich Weinel, der uns in Jena getraut hatte, kam auf meine Bitte hin aus Jena und hielt am Sarge die Rede. Meines Mannes Asche wurde später in Jena beigesetzt. ...

Beendet 20.12.52
in Hamburg